

Einsatz und Wagnis im Kampfsport

Von Ivo Zeiger S. J.

Wer sich von den Wandlungen und Entwicklungen des Sportes ein anschauliches Bild machen will, der halte einmal neben eine Aufnahme heutiger Gletschervwanderer eine Zeichnung von Bergsteigern aus der Biedermeierzeit. Der Unterschied ist so ergötzlich, daß man seine helle Freude daran haben kann. Was die Künstler des beginnenden 19. Jahrhunderts darstellten, ist gewöhnlich eine gemischte Gesellschaft von Damen und Herren, die auf engen Bergpfaden einherturnten und sich offenbar an der ungewohnten Lage erheitern. Die Herren tragen die unvermeidlichen langen »Pantalone mit Steg«, einen feierlichen Gehrock und einen noch feierlicheren Zylinder, der manchmal eine recht unfeierliche Sehnsucht nach der Tiefe bekommt, die Damen mühen sich ab in feinen, schmalen Schuhen, weitbauschigen, bis zum Boden reichenden Röcken und engen, beengenden Miedern; aber der Kiepenhut ist keck und verführerisch über die Krauslöckchen gestülpt. Das Ganze erweckt den Eindruck einer bunten Gesellschaft, die sich aus dem Salon in die Natur verirrt hat, und wenn der Zeichner rundum noch möglichst wild eine Bergwelt von »klassischer Erhabenheit« auftürmte, tritt der Gegensatz nur um so schärfer hervor.

Trotzdem bedeutete das Bergsteigen auch für die Menschen von damals eine Leistung: nicht nur wegen der Zweckwidrigkeit ihrer Ausrüstung und Kleidung, die zu vorzeitiger Ermüdung führen mußte, sondern vor allem, weil ja die Gesellschaft des beginnenden 19. Jahrhunderts, von wenig Reit- und Jagdsport abgesehen, den Leibesübungen fernstand, und einzig den gepflegten Garten oder glatten Salon als Lebensraum kannte. Für sie war körperliche Betätigung eine Abwechslung im gesellschaftlichen Dasein und demgemäß herrschte dabei immer noch das Gesellschaftliche, die Formenwelt des Salons, das Spielerische und Tändelnde des italienischen oder französischen Gartens vor.

Nun gibt es freilich auch heute noch »Bergfreunde«, die nach ihrem ganzen Wesen und Auftreten wenig in die Bergwelt passen und gerade dann abstoßend wirken, wenn sie als Salontiroler oder Alpengigerl die Lebensart des Gebirglers in unerträglicher Maskerade nachzuahmen suchen. Gott sei Dank, bilden sie immer mehr die Ausnahme, und von bestimmten Höhenlagen an ist der echte Bergsteiger vor ihnen sicher. Denn dort beginnt seine Heimat, die Welt der Anstrengung und Gefahr.

Dem Bergsteiger von heute ist Steigen und Klettern eine ernste Aufgabe, nicht tändelndes Spiel. Darum ist seine Ausrüstung und Kleidung sachgemäß, einfach und rauh, sein ganzer Lebensstil herb und soldatisch. Er will etwas erreichen, kämpft wie ein Soldat um den Berg, ringt um die Gipfel; wie ein Sturmtruppenführer berechnet und plant er die Aufstiegswege, kraxelt sich in die Höhe, klammert sich an Steilwände, verbeißt sich in die Spalten und Schründen mit der verbissenen Zähigkeit des Menschen, der siegen will. Spielerische Betätigung ist

zu harter Anstrengung, gesellschaftliches Geplauder und Getändel zu herber Kameradschaft, Leibesübung zu Kampf und Wehreinfaß geworden.

So ist – und zwar nach innern Entwicklungsgesetzen – aus dem reinen Betätigungssport, der wie sein ursprünglich englischer Name körperliche Bewegung und Betätigung als Liebhaberei und Zeitvertreib bedeutet, zunächst ein echter Leistungssport geworden. Dann bemächtigte sich seiner die bereits in Technik und Industrie eingebürgerte Sucht nach Wettbewerb und Bestleistung, schließlich wurde der Sport in jene Welt heimgeholt, der er bei allen Völkern in der Geschichte zugeordnet war: er wurde zum Wehr- und Kampfsport.

Die Entwicklung ging in dem Maß voran, in dem man Wagnis und Gefahr einbaute, bejahte oder doch mit in Kauf nahm. In diesem Augenblick stellte sich aber auch die Frage nach der sittlichen Erlaubtheit des sportlichen Wagnisses.

Auch das sportliche Wagnis hat seine sittlichen Gesetze, denen sich jeder echte Sportsmann unterworfen weiß. Sie bewegen sich um den rechten Ausgleich von gottgewolltem Wagemut und gottgebotener Klugheit. Es gibt sportliche Leistungen, die jedermann als Vermessenheit ansieht und die von ernstern Sportleuten auch dann verworfen und abgelehnt werden, wenn der Erfolg sie zu rechtfertigen scheint. Wenn, wie es vor einigen Jahren in den Stubaier Alpen geschah, eine Studentin ohne Übung und entsprechende Ausrüstung, mit Stöckelschuhen, einen der steilsten Gletscher überqueren will und selbstverständlich abstürzt, so ist das entweder strafbare Unwissenheit oder verbrecherisches Spiel mit dem Leben, und man wird die unerschrockenen Mannschaften der Bergwacht verstehen, wenn sie bei allem Bedauern über das Unglück doch laut ihrer Entrüstung Ausdruck verliehen. Wenn ein junger Mensch, allen Warnungen zum Trotz, ohne Begleitboot, von der italienischen Westküste nach Korsika schwimmen will – vor wenigen Monaten berichteten davon die italienischen Zeitungen –, so ist das nicht mehr Leistungssport, sondern unsportliche Vermessenheit.

Aber es gibt auch andere Fälle, die beim ersten Blick eine sehr zwiespältige Beurteilung finden, je nach dem Standpunkt, den der Beurteiler einnimmt. Ist es z. B. sittlich einwandfrei, bei Autorennen die Geschwindigkeiten immer höher und höher zu steigern, auch auf die Gefahr hin, die sichere Herrschaft über den Wagen zu verlieren? Ist es noch sinnvoll, der Besteigung eines besonders schwierigen und hohen Berges in der Himalaja-Gruppe oder der Erstbezwingung einer Eigernordwand, die sich bisher allem Zugang erfolgreich verschloß, immer wieder neue Menschenopfer anzubieten? Es wird Menschen geben, die darin ein heldenhaftes Unternehmen sehen und in ehrlicher, rückhaltloser Bewunderung solche Tat billigen; es gibt andere, die solche Wagnis für baren Unsinn halten – oft sind es dieselben, die nicht weniger blind später den glücklichen Erfolg anbeten.

Wo ist die Wahrheit? Gibt es für diese Grenzfälle überhaupt sittliche Normen? Ist die Entscheidung darüber nicht letztlich eine Sache des Charakters, der kämpferisch-mutigen bzw. überklug-feigen Haltung?

Die Fragestellung ist im Grunde nicht neu; sie war schon den frühesten Schriftstellern katholischer Sittenlehre bekannt: der Ausgleich von Mut und Klugheit oder wie die Scholastiker es nannten: der Kardinaltugend der Fortitudo (Tapferkeit) und der Prudentia (Klugheit) auf dem Gebiet des fünften Gebotes.

Der Mensch kann über sein Leben und seinen Leib nicht nach Belieben verfügen, da er nicht unbeschränkter Herr seines Seins ist. Was er an Lebenskraft besitzt, trägt er zu Lehen, wie der deutsche Mensch des Mittelalters so treffend sagte. Eine heilige Verantwortung liegt also über ihm, sein gottgeschenktes Leben zu entfalten, zu gebrauchen und zu verbrauchen im Dienste seines Lehensherrn, von dem er alles empfing: Gottes Wille ist sein Lebensgesetz. Darum ist es ihm nicht erlaubt, direkt in sein Leben einzugreifen, nach Belieben es wegzzuwerfen oder sich seiner körperlichen Kräfte zu berauben. Das bedeutet nicht, daß er sie nur hüten und pflegen müsse, jeden Einsatz ablehnend; dann würde er ja keinen Gebrauch von diesen Gütern machen, die ihm doch zu Nutz und Dienst gegeben sind. Im Gegenteil erfüllt er gerade dann sein Lehen Gebot, wenn er sich und sein Leben auch bis zur Vernichtung einsetzt im Dienst für Familie, Kirche und Vaterland. Und wenn es auch selbstverständlich nie erlaubt sein kann, Selbstmord zu begehen um irgend eines, wenn auch noch so großen Gutes willen, so kann doch Gottes Gesetz von jedem Menschen eine Dienstleistung verlangen, die seinen sicheren Tod bedeutet. Wenn der Soldat in verllorener, vertrommelter Stellung aushält und beim einsetzenden Sturm des Gegners sich noch einmal zu aussichtslosem Widerstand aufrichtet, um die Kameraden rückwärts zu warnen, wenn ein Matrose im U-Boot bleibt, um es durch Sprengung dem Zugriff des Gegners zu entziehen, und dabei den sicheren Tod findet, wenn der Arzt oder die Krankenschwester am Krankenlager sich den Todeskeim holt, wenn eine Mutter das keimende Leben in ihrem Schoß bejaht, obwohl sie weiß, daß des Kindes Geburt ihre Todesstunde sein wird, wenn Männer in die verschüttete, vergaste Grube eindringen, um die Kameraden zu bergen, und selbst dabei untergehen, wenn der Kommandant einer belagerten Stadt sich dem blindwütigen Feind freiwillig als Geißel darbietet, um seiner Leute Leben zu retten, wenn Missionare ohne Waffen, bloß auf Gottes Schutz vertrauend, zum ersten Mal den Boden wilder Völkerschaften betreten, weil eben nur so, vielleicht nur durch ihren Zeugentod dem Evangelium eine Bresche geschlagen werden kann, so dienen sie alle mit Leib und Leben einem Werk, das solchen Einsatz fordern kann. Hier kann auch die wägende Klugheit kein anderes Wort sprechen als die wagemutige Liebe des Herzens. Alles andere wäre nicht mehr Klugheit, sondern Schwäche.

Aber hat denn das Wagnis gegenüber der Klugheit überhaupt zu sprechen? Ist es nicht so, daß Wagemut und Klugheit sich ausschließen? Der kluge Mensch vermeidet das Wagnis, und wer sich der Gefahr aussetzt, ist nicht mehr klug, sondern waghalsig. Stehen also nicht Mut und Klugheit in Widerspruch?

Der Widerspruch ist nur scheinbar. Denn im Begriff des Wägens ist das

Wagen mitgegeben¹. Ohne Wagnis hat Klugheit gar keine Seinsberechtigung. Denn ihre Aufgabe ist es ja nicht, das Wagnis aufzugeben, sondern seine Fährlichkeit zu mindern.

Die Gefahr gehört zu allem Sein hier auf Erden, ja man kann sagen, daß sie mit der wesenhaften Vollkommenheit der verschiedenen Seinsstufen steigt. Leblose Steine wagen nichts, die Pflanze dagegen als niederste Lebensform hat schon für ihr Dasein Gefahr zu bestehen. Das tierische Leben vollzieht sich bereits in rücksichtslosem Daseinskampf, in ununterbrochener Abfolge von Angriff und Verteidigung, von Wagnis und Gefahr. Je mehr ein Wesen durch Anlage und Natur über seine Umwelt sich erhebt, je mehr es also zur Beherrschung seiner Umwelt aufgerufen ist, desto größer ist auch der Bereich jener geworden, die es ständig in neuem Kampf überwinden und in seinen Dienst zwingen muß. Rein metaphysisch gesehen, wächst also mit der stufenweisen Vervollkommenung des Seins auch die Gefährdung. Metaphysische Höhenlage und Würde bedingen eine höhere Verwundbarkeit, ein größeres Wagnis.

Weder der Einzelmensch noch die Gemeinschaft können nach Gottes Plan ihre Anlagen entwickeln und ihr Wesen entfalten, ohne sich der Gefahr des Untergangs auszusetzen. Die Auseinandersetzung mit dem Wagnis zu fliehen oder aufzugeben, bedeutet Selbstaufgabe; der Kampf ist gottgewollt.

Aber Gott hat dem Menschen in aller Fährlichkeit eine Waffe gegeben: die Überlegung, die Klugheit. Sie bringt ihm freilich erst zum Bewußtsein, daß er gefährdet ist, daß er einem unsicheren Ziel zustrebt. Sie bewirkt, daß sein wagemutiges Handeln wirklich zum Wagnis wird. Das Tier handelt bei aller Kühnheit eben doch nur triebhaft und wird sich der innern Gefährlichkeit seines Tuns nicht bewußt, wenn es auch anlagegemäß und aus Erfahrung die Gefahren kennt, die ihm drohen können. Das eigentliche Wagen ist ein geistiger Vorgang, der sich aus sehr verwickelten Einzelschritten zusammensetzt: Einsicht in die drohende Gefahr und ihre möglichen Folgen, Angst und Grauen vor dem Kommenden, Abwägen der Sicherheitsgrößen für den Erfolg, Planen und Suchen nach neuen, mehr Sicherheit versprechenden Wegen, Hoffnung auf einen günstigen Glücksfall, Niederringen des innern Widerstrebens, Entschluß zum gefahrvollen Handeln.

Wagen im eigentlichen Sinn des Wortes setzt also ein Wägen voraus. Je mehr das Wägen fehlt, um so schneller wird vielleicht die Tat folgen, aber um so näher rückt auch unser Tun an Triebhaftigkeit oder Vermessenheit – man spricht nicht umsonst von blinder Waghalsigkeit. Umgekehrt wird aber ein allzu klügelndes Überlegen sich gar zu leicht mit dem Angsthaften verbünden, der in jeder Menschenbrust steckt, und die Tat vereiteln: wer viel wägt, der wenig wagt, sagt die Volksweisheit. Die echte Klugheit hat zwei Augen, eines für die Gefahren am Wege, eines für das Ziel, das man erreichen soll. Die falsche Klugheit sieht nur noch die Schwierigkeiten; ihr Auge zum Ziel, über alle Hemmungen

¹ Vgl. G. Thibon, *Le risque au service de la prudence*, *Études Carmélitaines* 24 (1938) 47–70.

hinweg, ist schwach geworden. Wo immer es unter den Völkern zur Erschlaffung, zu Bequemlichkeit und Verspießerung, zur Erstarrung und Verbürgerlichung auch im Kirchenraum, zu Geburtenarmut in der Ehe kam, war diese »Klugheit« am Werk. Der Mensch hat nun einmal nicht zu wählen zwischen Wagnis und Ruhe, sondern zwischen Wagnis und Wagnis. Und in dieser Wahl allein soll ihm die Klugheit helfen. Denn das Ziel, seine eigene, gottgewollte Entfaltung muß er erreichen, als einzelner und als Gemeinschaft, darüber gibt es kein Wägen mehr; sein Planen kann sich nur auf die Mittel erstrecken, die ihn zum Ziel führen². Die rechte Klugheit wird also den Menschen leiten, unter Vermeidung oder möglicher Minderung der Gefahr jenen Hochwert zu verwirklichen, der ihm erstrebenswert erscheint.

An dieser Stelle nun gehen die Meinungen der Menschen auseinander. Denn schließlich regelt jeder seine Klugheit nach der Natur seines Ideals: wo sein Schatz ist, dort ist auch sein Herz. Wenn ein Kaufmann und ein Missionar in den Urwald ziehen, wird der Kaufmann vielleicht das Wagnis seines Begleiters um einiger Menschenleben für unklug und sinnlos erachten, während er zum Geldgewinn das gleiche Wagnis nicht scheut, und umgekehrt. Es gibt also doch so etwas wie eine relative Klugheit, besser eine verschiedene Güterwertung.

Für den gläubigen Christen stellen Gott und Gottes Reich Höchstwerte dar, denen er alle andern unterordnet³. Das kann den Eindruck der Verständnislosigkeit für andere diesseitige Werte erwecken; für sie setzt er sich nicht mit gleicher Hingabe ein, er erscheint begeisterungsarm, lässig, teilnahmslos, feig. Tatsächlich kann darin eine ganz abscheuliche Feigheit verborgen liegen, wenn er nämlich sich stets und immer auf diese seine Verpflichtung zu den höchsten Werten beruft und nicht einmal ihnen mit dem Einsatz seines ganzen Wesens dient. Dann ist seine »kluge« Güterabwägung im Grunde nichts als eine billige Flucht vor der Wirklichkeit und vor den Gefahren des Lebens. Ein solcher Mensch stünde tief unter jenem Mutigen, der sich vielleicht in der Wahl seiner Hochwerte irrt und für ein nur zweit- oder drittrangiges Werk sich einsetzt, aber sich eben doch ehrlich und ganz einsetzt. Wer das Wagnis des Gottesreiches im Glauben bejaht, muß es ganz bejahen. Nur wer für Gottes Wort und Werk, für seinen Glauben das volle Wagnis, auch das Wagnis des Todes annehmen will, wer mit dem Wort des Herrn: »Wenn das Weizenkorn nicht stirbt...« Ernst zu machen entschlossen ist, kann von christlichem Glaubensmut reden. Dann erst, aber auch dann immer wird er das rechte Verstehen für alle untergeordneten Werte finden, wird verstehen, was ihre Verwirklichung an Opfern fordert, und im gegebenen Fall sich auch für sie ebenso rückhaltlos zu Verfügung stellen. Nur der ganze Christ umgreift mit seiner Begeisterung und seinem Willen alle Werthöhen, er ist der ganze Mensch.

Wie stellt sich nun die geordnete Klugheit zum sportlichen Wagnis? Zunächst

² S. Thomas: »Prudentia non est de fine proprie dicto, sed de iis quae sunt ad finem« (Summa theol. 2-2, q. 47, a. 6).

³ Vgl. M. Raft, Wagnis im Glauben: diese Zeitschrift 134 (1938) 71-79.

einmal verbietet sie es nicht; der Christ ist durchaus nicht verpflichtet, etwa nur Tennissport zu treiben, weil damit ein Mindestmaß von Gefahr verbunden ist. Aber er würde sich gegen Gottes Gebot versündigen, wenn er unerfahren und ungeübt an die Durchkletterung der Großen Zinne in den Dolomiten herangehen wollte. Das würde schon gegen die einfachsten Regeln einer rein natürlichen, sportlichen Ethik verstoßen. Mit andern Worten: das Wagnis darf die Grenzen der eigenen Fähigkeiten nicht überschreiten. Mehr noch, es darf auch nicht im Mißverhältnis zum Wesen jeder sportlichen Betätigung stehen, und gerade hier liegt die Lösung der meisten Zweifel.

Sport ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, um so notwendiger, je wichtiger das Ziel ist, dem es dienen soll. Reiner Erholungs- und Betätigungssport wird daher niemals jenes Höchstmaß von Gefahren rechtfertigen, das zum Beispiel mit der sportlichen Wehr- und Kampfausbildung verbunden ist und in etwa verbunden sein muß. Denn körperliche Erholung und Stählung lassen sich auch ohne ernstere Wagnisse erreichen, die unmittelbare Vorschule für den Krieg dagegen fordert weitgehend ein ernstes Aug' in Aug' mit der Gefahr, schon in Friedenszeit. Wenn der Soldat in der Hindernisbahn nicht gelernt hat, auch einmal einen schweren Sprung zu wagen, ja wenn ihm das nicht zur zweiten Natur geworden ist, dann stockt er eben im Ernstfall und setzt damit sein eigenes Leben, das Leben der Kameraden und vielleicht überhaupt das Gelingen der »gewaltsamen Erkundung« aufs Spiel. So unangenehm auch das Rennen in der Hindernisbahn war – der Soldat nannte sie zu unserer Zeit eine »Schinderei« –, so notwendig war sie. Selbstverständlich dürfen bei den Übungen Gefahren nie so weit gesteigert werden, daß dabei wertvolle Körperkräfte oder gar das Leben des einzelnen nutzlos vergeudet werden. Gerade der echte Soldat weiß um den Wert des Lebens, und so entschlossen er sein eigenes Leben für die gute Sache im Ernstfall in die Schanze schlägt, so wenig würde er verstehen, wenn man ohne genügenden Grund einen Menschen opfern wollte, vielleicht bloß um ein Experiment zu machen. Die menschliche Würde und Freiheit sind ein so hohes Gut, daß sie nie als Mittel zum Zweck einfach in Rechnung gestellt und verschrottet werden könnten.

Unter dem gleichen Gesetz, ja noch viel mehr, steht der Leistungssport. Nehmen wir das Beispiel vom Bergsteigen. Die schrittweise Eroberung der Alpenwelt gehört gewiß zu den wundervollsten Leistungen unserer Zeit. Tausende und Tausende von Vorkämpfern haben in mutigem Ringen um die Gipfel sich selbst und uns allen eine unsagbar reiche Welt von Schönheit erschlossen und den Herrschaftsanspruch des Menschen über die Natur zum Sieg geführt. Das ist ein Ziel, dem mit Recht die Edelsten sich weihen. Der Berg ist ein großer Erzieher, er fordert von dem, der ihn bezwingen will, körperliche Widerstandskraft, feilische Selbstbeherrschung, kluges Wägen und mutiges Wagen, Gottvertrauen und Zuversicht, und die edle Freude an der reinen Schönheit von Gottes Natur. Als Monsignore Ratti, der spätere Pius XI., als Erster auf einem neuen Weg von

der italienischen Seite die 4600 Meter des Monte Rosa bezwungen hatte, schrieb er in stiller Nachtstunde auf dem Gipfel in sein Tagebuch: »Von der Welt weihete Gott die Gipfel! Wir fühlten lebendig in neuer Enthüllung die Allmacht und Herrlichkeit des Herrn.«⁴

Freilich war vorauszusehen, daß die Bergsteiger nicht eher ruhen würden, bis auch die letzte, sprödeste Wand in den Alpen bezwungen war. Die Eigernordwand forderte elf Todesopfer; erst im September 1938 gelang den Deutschen L. Voerg, A. Heckmair, H. Harrer und F. Kasperek in einem Kampf auf Leben und Tod der Durchstieg. Sie haben es nachher bewiesen, daß sie das Wagnis nicht leichtsinnig oder aus bloßer Rekordfucht unternahmen: nach ihrer Ankunft im Tal lehnten sie es ab, sich photographieren zu lassen, denn sie hätten es nur getan, »damit es an der Eigernordwand nun endlich einmal Ruhe gäbe«. Ein Wort voll schlichter, gewinnender Tapferkeit!

Tapferkeit ist der eigentliche Sinn alles sportlichen Wagens. Nicht Rekordfucht, die leichtsinnig und ohne vernünftigen Grund alles aufs Spiel setzt, nicht Selbstverherrlichung, die im Grunde doch nur krasser Egoismus ist, nicht Wahlglosigkeit und Vermessenheit, sondern die ruhig abwägende, schlicht dienende Entschlossenheit, die Treue des Mannes, der sich den Gesetzen seines Lebens und seines Schöpfers beugt.

Tapferkeit ist mehr als Mut. Auch dieser Krieg hat bewiesen, daß nicht jeder Mutige auch tapfer ist, und daß mancher, der von Natur zu Ängstlichkeit neigt, im Ernstfall als tapferer Held sich erweist. Tapferkeit ist auch nicht notwendig die Frucht sportlicher Übung. Es gab in den Schützengräben tüchtige Sportsmenschen, die im entscheidenden Augenblick doch verlagten, weil ihnen die sittliche Kraft fehlte. Unsere oberbayrischen Bauernburschen aber, die zum Beispiel in den fürchterlichen Wabengräben vor Verdun sich verbissen, waren keine Männer des Sportes in der herkömmlichen Bedeutung und haben doch den Franzosen »die Hölle verteuelt heiß gemacht«. In den Rückzugskämpfen des Oktober 1918 konnte man ausgehungerte, ausgemergelte Feldgraue sehen, denen das düstere Grauen im Gesicht stand, die aber trotzdem die geistige Kraft aufbrachten, den »inneren Schweinehund« – wie man sehr bezeichnend sagte – in sich niederzuzwingen und auf verlorenem Posten bis zum bitteren Ende auszuhalten. Tapferkeit ist mehr als Mut, sie ist vor allem harte Pflichttreue, ritterlicher Gehorsam, Kampfentschlossenheit und Hingabebereitschaft, sie ist der stille Verzicht auf das eigene Ich, um nur zu dienen. In diesem deutschen Soldatenwort Dienen liegt der edle Grundgehalt dieser schönsten Mannestugend.

Alle sportliche Ausbildung, alles sportliche Wagnis soll letztlich zum Dienen erziehen, zum Dienst an Volk und Vaterland, an den heiligen Lebensgesetzen der Familie und des kommenden Geschlechts, zum Dienst vor Gott, von dem wir Leben und Leib zu Lehen tragen. Alles andere mag vielleicht wagemutige

⁴ Scritti alpinistici, hrg. von der Sektion Mailand des Italienischen Alpenklubs; deutsch von L. v. Schlözer (Regensburg 1936).

Männer bilden, Spitzenleistungen erzeugen, aber ohne die schlichte Tapferkeit des Lebens bedeuten sie wenig. Denn Tapferkeit ist nicht nur Soldatentugend, sondern die notwendige Haltung aller. Kein Volk kann leben, kein Staat und noch weniger die Kirche können bestehen und blühen ohne den tapferen, edlen Wagemut gottgläubiger Männer und Frauen.

Das Wort als Mitte

Von Hubert Becher S. J.

Da Faust, von der schönen Erde enttäuscht, sich dem Überirdischen nahen will und Offenbarung erfleht, läßt ihn Goethe zum Neuen Testament greifen, damit er dort, wie der Dichter selbst, erkenne, »daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im Besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat«¹. Es überrascht uns vielleicht, wenn das wuchtige »In principio erat verbum« den Suchenden hemmt. Er kann das Wort so hoch unmöglich schätzen und setzt an den Anfang, nachdem er »Sinn« und »Kraft« als unvollkommene Deutung verworfen hat, die Tat. Man kann mit Fug und Recht erwägen, wie diese vier Ausdrücke doch eine Übersetzung sind, in denen der Dichter vom äußern Wort zur innern Erkenntnis, zur Seelenkraft, die diese hervorbrachte, und zu ihrem Träger zurückdachte, zum Träger, den die christliche Philosophie *actus purus* nennt, und der, insofern er von Ewigkeit gezeugt ist, als Wort des Vaters da steht, Anfang, durch den alles geschaffen ist. So ist er Bild des Vaters und Urbild alles dessen, was Abbild göttlichen Wesens und Vollkommenheit sein kann, Urbild auch des Menschengeistes, seiner geistigen Kraft, seiner Erkenntnisse und seiner Worte. Im »Wort« also offenbart sich der Ursprung und Anfang. Es ist Ausgang und wieder mannigfaltige Darstellung. Und darum weisen das Wort und weisen die Worte zurück, sind sie Bilder, Kündler und Offenbarer eines Gehaltes, der durch sie und in ihnen sichtbar wird.

Was ist das Wort in sich? Was bedeutet es? Vom Symbolcharakter des Wortes soll die Rede sein, ob es uns im Gespräch des Alltags, in Dichtung und Wissenschaft oder in dem heiligen Buch der Offenbarung begegnet.

I.

Das gesprochene Wort ist ein Symbolon, ein Zeichen, das der Mensch frei gewählt hat, wie auch die Buchstaben, in denen es geschrieben wird, bei verschiedenen Völkern verschieden sind. Es steht für einen geistigen Gehalt, der bei allen gleich ist, wie auch die Dinge, deren Abbild die geistige Erkenntnis ist. Dinge und Gedanken haben einen naturgegebenen, allgemein-gültigen Zu-

¹ Goethe, *Maximen und Reflexionen*, Jubiläumsausgabe 42, 192.